

Predigt über Markus 8,31-38

Er fing an, sie zu lehren, es müsse sein, dass der Menschensohn viel leide und verworfen werde von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten und getötet werde und nach drei Tagen auferstehen werde. Und er redete das Wort freimütig. Und Petrus nahm ihn beiseite und begann, ihn zu beschimpfen. Er aber wandte sich um, sah seine Jünger und beschimpfte Petrus: weg, hinter mich, Satan! Denn du hast nicht die Sache Gottes im Sinn, sondern die der Menschen. Und er rief die Menge zusammen mit seinen Jüngern zu sich und sprach: Wer hinter mir her mir nachfolgen will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und so folge er mir nach. Denn wer seine Seele retten will, wird sie zugrunde richten; wer aber zugrunde richtet seine Seele um meinet- und um des Evangeliums willen, wird sie retten. Denn was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt und seine Seele dafür einbüßt? Was kann ein Mensch geben im Tausch für seine Seele? Wer sich meiner und meiner Worte schämt in dieser untreuen und sündigen Generation, dessen wird sich auch der Menschensohn schämen, wenn er kommt in der Herrlichkeit seines Vaters mit den heiligen Engeln.

Ehe es hinaufgeht nach Jerusalem, muss Jesus etwas klären. Er und seine Jünger sind im hintersten Winkel des Landes, ganz im Norden, weit weg von Jerusalem. Vielleicht will Jesus sich selbst klarwerden über seine Rolle, seine Aufgabe, unsicher ist er sich jedenfalls seiner Jünger, auch des Jüngers, dem er selbst den Namen Petrus gegeben hat: Fels, weil er auf ihm als felsenfester Grundlade seine Gemeinde bauen will. Jesus fragt seine Jünger zunächst, was die Leute von ihm sagen – das ist ihm wichtig, das ist ihm nicht egal; er sagt sich nicht: lass die Leute doch reden – ich weiß schon, was ich tue, wer ich bin und wozu ich da bin. Die Jünger geben Auskunft: die Leute halten Jesus für einen Großen – einige meinen, er sei Johannes der Täufer, der ermordet, aber vielleicht auferweckt wurde; andere halten ihn für Elia, von dem es heißt, dass er einst wiederkommt und dem Kommenden den Weg bereitet, oder für einen anderen der großen Propheten. Dann fragt Jesus: und ihr? Petrus antwortet, sicher stellvertretend für alle Jünger: du bist der Christus, der Messias. Das klingt nun in der Tat nach einem felsenfesten Bekenntnis – ein Jünger, auf den Jesus bauen kann.

Doch dann wendet sich das Bild, ändert sich der Ton der Erzählung. Jesus kündigt an, der Menschensohn werde leiden, werde von den führenden Leuten seines Volkes nicht angenommen, sondern verworfen werden, werde getötet werden, werde aber nach drei Tagen auferstehen. Das muss so sein, sagt Jesus, das muss so kommen; das ist notwendig. Es ist fast sicher, dass er hier in dritter Person von sich selbst redet, und er nimmt dabei das Bekenntnis des Petrus auf, denn Menschensohn, was eigentlich bloß „ein Mensch“ heißt, ist eine der Bezeichnungen geworden für die messianische Gestalt, die Israel befreien und die Welt zurechtbringen wird. Menschensohn, das bedeutet: nach all den Weltreichen, die wie grässliche Raubtiere sind, kommt ein Reich mit menschlichem Angesicht, das Reich Gottes.

Petrus jedoch hört diese messianische Perspektive nicht, hört vielleicht auch nicht die Ankündigung der Auferstehung, hört nur: Jesus wird leiden, wird sogar getötet werden. Da protestiert er, beschimpft und bedroht Jesus. Und auch wenn er Jesus beiseite nimmt, ihn nicht vor versammelter Mannschaft runterputzt, er spricht gewiss auch hier für alle Jünger. Auch für uns. Wir sind wieder vor der Passionszeit. Sieben Wochen lang werden wir daran erinnert, dass Jesus gedemütigt und gequält wurde, den Foltertod am Kreuz starb. Das ist uns nicht recht, das tut uns weh; da geht es uns wie Petrus. Wie kann denn das Evangelium, frohe Botschaft sein? Aber auch: wie soll ein so schmachlich Gescheiterter der Messias sein, der die Welt zurechtbringt, uns befreit?

Doch Jesus beschimpft und bedroht nun seinerseits Petrus, legt im Unterschied zu Petrus Wert darauf, dass alle Jünger das mitkriegen, und wir müssen erkennen: diese Gegenbeschimpfung gilt auch uns. Jesus nennt ihn Satan – und Satan, das ist nicht eine mythologische Figur, die wir ins Märchenbuch, ins Bilderbuch, ins Kasperletheater verbannen können, damit sie uns nichts angeht, mit der freilich heutige Mythologen einen makabren Kult treiben. Satan – das ist keine Person, sondern eine Funktion: ein Widersacher, vielleicht ein Rechtsgegner oder Ankläger, jedenfalls ein Hindernis auf dem richtigen Weg, das daran hindert, das Rechte, das Notwendige zu tun. Und er fügt hinzu: du hast nicht die Sache Gottes im Sinn, sondern die des Menschen. Das ist verstörend. Wir haben doch als frohe Botschaft gehört und verbreitet, dass Gott in seinem Sohn die Sache des Menschen ganz und gar zu seiner Sache gemacht hat, sich in dem Menschen Jesus, dem Menschensohn zeigt, dass Gott menschlich ist, ohne aufzuhören Gott zu sein. Wie kommt es dann, möchten wir Jesus fragen, dass du nun die Sache Gottes und die der Menschen auseinanderreißt? Jesus könnte antworten: es ist die *verlorene* Sache der Menschen, der sich Gott in mir annimmt, die durch mein Leiden und Sterben abgeschafft, weggeschafft werden soll. Er gibt sich für uns verloren. Das ist uns zwar auch nicht recht – also so verfahren und verloren ist es mit uns doch nicht –, und doch bleibt uns da der Protest im Hals stecken, denn wir merken: dieser Weg, den Gott mit und in Jesus geht, widerstrebt unser Menschennatur; mindestens ist es uns zur zweiten Natur geworden, nach oben und nicht nach unten zu streben, selbst wie Gott sein wollen, statt in einem geschundenen Menschen Gottes Menschlichkeit zu erkennen.

Wenn wir genau hinhören, merken wir, dass Jesus Petrus nicht nur beschimpft. Er ruft nicht nur: weg mit dir!, sondern auch: hinter mich! Er ruft Petrus, den nicht sehr festen, sondern schwankenden Felsen, in seine Nachfolge. Und von dieser Nachfolge redet er nun nicht mehr nur zu seinen Jüngern, sondern auch zur Menge, zu den Leuten. Er spricht von Selbstverleugnung, und das klingt in unseren Ohren nicht gut; wir denken an etwas verhärmte Gestalten, etwas demonstrativ entsagungsvoll. Wer sich selbst erniedrigt, will erhöht werden, hat Nietzsche beobachtet – und fängt vielleicht auch schon ein bisschen damit an, über verlotterte, leichtfertige Selbstverwirklicher sich zu erheben. Doch auch hier schwingt Petrus mit. Wir hören später, wie er nicht sich selbst verleugnete, sondern seinen Herrn. Er schämte sich, zu den Leuten dieses Leidenden zu gehören. Jesus kündigt nicht an, der Menschensohn werde die zur Hölle schicken, die nicht sich selbst, sondern Jesus verleugnet haben, aber: er werde nun seinerseits sich schämen, ihrer schämen. Und das ist alarmierend genug – wir möchten nicht, dass Jesus, der Menschensohn, sich unser schämen muss. Auch Petrus hat sich gleich darauf entsetzlich dafür geschämt, sich geschämt zu haben.

Wer seine Seele, sein Leben, sein Selbst retten will, sagt Jesus, wird es gerade verlieren, zerstören; umgekehrt: wer seine Seele aufs Spiel setzt, verloren gibt, wird sie gerade dadurch retten. Das klingt paradox, ist aber im Blick auf den Weg Jesu unmittelbar einleuchtend, wird es jedenfalls dann, wenn Jesus die Frage anfügt, was es Menschen denn nützt, die ganze Welt zu gewinnen, dafür aber die Seele, das Leben oder auch schlicht: den Charakter zu verlieren. Eine Kirche, eine Gemeinde, die glänzen will und glänzend dastehen, die darum sich selbst und ihren unerschütterten Glauben zur festen Burg macht, an der alle Anfechtungen, alle Zweifel abprallen, verliert ihre Seele, richtet sie zugrunde, ist nicht Gemeinde des Gekreuzigten.

Die katholische Kirche hat den Namen Petrus als Fels der Kirche arglos beim Wort genommen: Petrus ist ihr festes Fundament, gilt als erster Bischof von Rom, alle Päpste sitzen auf dem Stuhl Petri, dem heiligen Stuhl. Für uns Protestanten, eher eine Paulus- als eine Petruskirche, ist Petrus gerade in seiner Zwiespältigkeit, als schwankender Fels das Bild, die Personifikation unserer Kirche – jeder Hahn auf einem Kirchturm erinnert uns an den Hahn, der damals krächte, als Petrus nicht sich selbst verleugnete, sondern seinen Herrn, seinen Freund.

Sei mir ein starker Fels und eine Burg – das ruft der Dichter von Psalm 31 ja nicht der Gemeinde, der Kirche zu, sondern Gott. Und er fügt hinzu: denn du bist mein Fels und meine Burg. Und mit beidem, mit diesem Hilferuf und mit diesem Vertrauensvotum spricht er uns aus dem Herzen.

Amen.